

Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in Thomas Klie / Martina Kumlehn / Ralph Kunz / Thomas Schlag (eds.) *Praktische Theologie der Bestattung*. It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Schlag, Thomas

Vom Ethos des Kasualakteurs. Pastoraltheologische Überlegungen zum evangelischen Umgang mit den Ambivalenzen des Bestattungs-Falls

in: Thomas Klie / Martina Kumlehn / Ralph Kunz / Thomas Schlag (eds.) *Praktische Theologie der Bestattung*, pp. 171–185

Berlin: De Gruyter 2015 (*Praktische Theologie im Wissenschaftsdiskurs 17*)

URL <https://doi.org/10.1515/9783110347289.171>

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of De Gruyter:

<https://www.degruyter.com/publishing/services/rechte-lizenzen/repositorypolicy>

Your IxTheo team

---

Liebe\*r Leser\*in,

dies ist eine von dem/der Autor\*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in Thomas Klie / Martina Kumlehn / Ralph Kunz / Thomas Schlag (Hg.) *Praktische Theologie der Bestattung* erschienen ist. Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor\*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch *nicht* das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Schlag, Thomas

Vom Ethos des Kasualakteurs. Pastoraltheologische Überlegungen zum evangelischen Umgang mit den Ambivalenzen des Bestattungs-Falls

in: Thomas Klie / Martina Kumlehn / Ralph Kunz / Thomas Schlag (Hg.) *Praktische Theologie der Bestattung*, S. 171–185

Berlin: De Gruyter (*Praktische Theologie im Wissenschaftsdiskurs 17*)

URL <https://doi.org/10.1515/9783110347289.171>

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy des Verlags De Gruyter publiziert:

<https://www.degruyter.com/publishing/services/rechte-lizenzen/repositorypolicy>

Ihr IxTheo-Team

# **Vom Ethos des Kasualakteurs. Pastoraltheologische Überlegungen zum evangelischen Umgang mit den Ambivalenzen des Bestattungs-Falls**

**Thomas Schlag**

## **I. Zielsetzungen**

Der Trauerfall und sein theologisch-rituelles Deutungsgeschehen lässt – um es einmal etwas so salopp wie despektierlich zu sagen – im besten Fall höchstens eine Person kalt. Darüber hinaus aber treffen unterschiedlichste Erwartungen, Befürchtungen und Hoffnungen vielfältigster Akteure im kirchlichen Akt der Trauerfeier zur gleichen Zeit am gleichen Ort unmittelbar aufeinander. Im Trauerfall kann und muss nun zum Thema werden, was zuvor meist ohne ernsthafte Bedeutung war. Dieser Augenblick schärft bei allen Beteiligten den Sinn für das Unvermeidliche.

Somit steht in diesem Ernst-Fall die theologische Existenz der Pfarrperson ebenso zur öffentlichen Disposition wie die Existenz der Trauernden sowie schließlich auch die Bedeutung der ganzen anwesenden Gemeinde – und dies alles sub conditione Jacobeae: „Wenn der Herr will, werden wir leben“ (Jak 4,15). Man kann somit von einer vertikal und horizontal hochkomplexen Kasualie existentieller Zumutung sprechen. Im Bestattungsfall geht es immer ums Ganze. Und natürlich ist das alles andere als ein berufliches Vergnügen. Dass gleichwohl auch der Spaß hier zum Thema werden kann, davon wird später noch die Rede sein. Nun aber zuerst zum Ernst der Lage.

Was die Zukunftsfähigkeit dieses kirchlichen Aktionsfeldes angeht, so erscheint die Lage tatsächlich gleichermaßen ernst wie unüberschaubar. Man lasse sich dabei im Blick auf den Kasus von den vermeintlich fest verankerten Gewohnheiten nicht täuschen – manches könnte inzwischen zur uneigentlichen Scheininszenierung geworden sein, deren individuelle Sinnzuschreibung bei den Akteuren keineswegs mehr klar oder gar selbstverständlich ist. Natürlich wird mutig gepredigt und abgrundtief getrauert und offenkundig löst der Ritus eine Vielfalt von tiefsten Emotionen aus, ganz zu schweigen von den falschen und den richtigen, in jedem Fall treffenden Worten am Grab, die noch Jahre später Gesprächsstoff sein können.

Ist die kirchliche Bestattung tatsächlich noch in weiten Teilen der bundesrepublikanischen Landschaft Bestandteil und Ausdruck volkskirchlicher Stabilität? Vielleicht zeigen sich im kirchlichen Akt einfach nur die letzten Wiedererkennungseffekte derjenigen Generation, die mit den Selbstverständlichkeiten noch vertraut war und nun im Schreckensmoment daran eben noch notgedrungen festhält – ganz genau weiß man es jedenfalls nicht<sup>1</sup>. Behauptungen über die Bedeutung des Kasualhandelns sollten jedenfalls nicht sogleich mit Belegen über ihren Effekt verwechselt werden. Innerhalb der breiten praktisch-theologischen Literatur sind Untersuchungen zur Erwartung an bzw. Rezeption des Bestattungsaktes auf Seiten der unterschiedlichen Akteure immer noch ein Desiderat, das der dringenden Bearbeitung bedarf. Aber noch grundsätzlicher ist zu sagen: Angesichts der angedeuteten Komplexität unterschiedlichster Ansprüche an diese kirchliche Praxis ließe sich wie in einem Brennglas das homiletische, poimenische und liturgische Reflexionslicht in der Kasualie der Bestattung bündeln und für weiterreichende Überlegungen zur pastoraltheologischen Berufsausübung zum Leuchten bringen.

Um nun aber diese Komplexität sogleich bearbeitbar zu machen, soll im Folgenden die Perspektive des pastoralen Kasualakteurs genauer in den Blick genommen werden. Denn dessen bzw. deren Rolle und Selbstverständnis bedarf angesichts der gegenwärtigen Kasualumbrüche der eigenen Klärung und Plausibilisierung: Die lange Zeit und Tradition selbstverständlicher Bestattungs-Kultur christlicher Provenienz ist in hohem Maß erklärungsbedürftig geworden – und dies eben keineswegs nur für die Gemeinde, sondern für die Pfarrperson selbst.

Eine, vielleicht sogar die zentrale, nicht zu unterschätzende spezifisch pastoraltheologische Herausforderung des Bestattungs-Falls, so meine These, besteht in der zunehmenden Unverständlichkeit des eigenen Amtshandelns bzw. der offenbar schwieriger werdenden Plausibilität theologischer Kommunikation – und dies sowohl gegenüber der Gemeinde wie auch sich selbst gegenüber. In der Bestattung sollte sich am Ort der Person selbst immer wieder die Frage stellen, wen es dazu eigentlich braucht und wenn noch den Pfarrer und die Pfarrerin, warum eigentlich. Langsam und keineswegs klammheimlich erobern sich tatsächlich die säkularen Bestatter die Claims des gesamten Trauergeschehens.

---

<sup>1</sup> Dies gilt m.E. trotz des jüngst in der 5. KMU festgestellten wichtigen Motivs der kirchlichen Bestattung für die Frage der eigenen Zugehörigkeit, vgl. EKD (Hg.), Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Hannover 2014, 89.

Der kirchliche Akt in Form gottesdienstlicher Trauerbegleitung ist selbst dort, wo dieser noch gefragt ist, um so begründungsbedürftiger. Ein reales Beispiel aus der letzten Woche: Der Pfarrer will im Konfirmandenunterricht den Selbstmord eines Schülers thematisieren: Hier der wortwörtliche Bericht aus der Mail des Pfarrers: „Das PRIVATE steht im Weg. Und das wollen sie mit dem Pfarrer gerade zuletzt besprechen. Wir kamen auch beim Suizid eines Schulkollegen in einer Klasse aufs Thema und sie zeigten sich alle betroffen und alle hoch überzeugt, dass der Pfarrer damit nichts zu tun habe: Trost und Ausblick würden nur Kolleginnen und Freunde schaffen. Der Pfarrer könne ja nur beten...“ Interessant erscheint mir die Notiz, dass das Private dem öffentlichen Zugriff entzogen wird, weil man eben jenem professionellen Zugang nichts Wesentliches mehr zutraut. Zu notieren ist eine Art subtil-offensiver Verweigerung: Der Pfarrer ist bestenfalls fürs Öffentliche zuständig, nicht aber fürs Private. Und das passiert wohlgerne nicht im urbanen Raum, sondern in einer eher ländlichen Gemeinde im Kanton Zürich.

Man mag nun die Gründe für das einstmalige Deutungsmonopol den Megatrends der Säkularisierung oder Individualisierung anlasten: Für die Plausibilisierung dessen, was genau diese pastorale Begleitung und Interaktion angeht und was den motivationalen und professionellen Kern dieser kirchlichen Handlung überhaupt angeht, scheint gleichwohl dringender Reflexionsbedarf angezeigt zu sein<sup>2</sup>.

Die Herausforderung des Bestattungs-Falls liegt also pastoraltheologisch gesagt darin, dass sich hierin die Legitimation des Pfarramts und seiner öffentlichen Rolle überhaupt wesentlich spiegelt. Wenn nicht in diesem Fall sich selbst und der Gemeinde gegenüber deutlich gemacht werden kann, wozu es den pastoralen Kasualakteur braucht, wird sich dies auf anderen Feldern erst recht nicht mehr erläutern lassen: Auf den Ort des Friedhofs bezogen, könnte dies für die Pfarrperson in leichter Abwandlung eines wohlbekannten Songs bedeuten: „If you can't make it there, you won't make it anywhere“.

Wie also kann eine Schneise durch die komplexen pastoraltheologischen Anforderungen und die Trauerkonstellation geschlagen werden? Ich plädiere für eine theologisch gestimmte Fokussierung des pastoralen Selbstverständnisses und Kommunikations-Handelns im Bestattungs-Fall. Die pastoraltheologische Zukunftsaufgabe besteht dann darin, sich auch und

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu auch I. Reuter, Totenrede oder Predigt? Zur Plausibilität christlicher Verkündigung angesichts des Todes auf dem Markt der Abschiedsangebote, in: T. Klie (Hg.), Performanzen des Todes. Neue Bestattungskultur und kirchliche Wahrnehmung. Stuttgart 2008, 159-175.

gerade in der Deutung dieser kirchlich hochkomplexen Praxis im wahrsten Sinn des Wortes als eine theologische Lebenswissenschaft zu profilieren.

Ich will mich im Folgenden bewusst nicht primär auf die Frage der Begleitung der unmittelbar trauernden Angehörigen ausrichten. Es soll vielmehr um die Frage der Haltung und Orientierung gegenüber den sogenannten „entfernt“ Trauernden im Sinn einer eher „am Rand beobachtenden Gemeinde“ gehen. Und dies deshalb, weil aus meiner Sicht die Interaktion zwischen Pfarrperson und der, wenn man so will, weiteren, die ganze Gemeinde repräsentierenden Trauerversammlung entscheidende Signalfunktion für die Aufgabenstellung und Bedeutung des Pfarramts im volksgemeinschaftlich-öffentlichen Zusammenhang überhaupt hat.

Es soll dabei darum gehen, die orientierende, entlastende und vergewissernde Leistung der Kasualie<sup>3</sup> von der berufsethischen Verantwortung des pastoralen Kasualakteurs her zu deuten. Damit sollen die durch Stebler identifizierten drei Kernkompetenzen für den Bestattungsfall, d.h. die theologische, kommunikative und qualitätssichernde Kompetenz<sup>4</sup>, pastoraltheologisch durchbuchstabiert werden. Es geht mir folglich vornehmlich um eine pastoraltheologische Reflexion auf die hier notwendige Kasualkompetenz des theologisch reflektierten kommunikativen und damit paradigmatischen Umgangs mit den distanziert und zugleich präsenten Teilnehmenden und Wahrnehmenden kirchlicher Praxis.

Was also folgen soll, ist ein Plädoyer für die am Einzelfall geschulte und sich immer wieder neu überprüfende theologische Selbstreflexion – und dies im besten Sinn des Wortes, als Reflexion des eigenen Selbst im eigenen pastoralen Handeln und Hoffen. Der Kasualakteur bedarf der Klärung des eigenen Ethos und überhaupt seines theologisch grundierten Berufsethos – weil der Kasus eben nur unter Berücksichtigung aller eigen-sinnigen Motive wirklich angemessen in den Blick kommt und seine Begründung erfahren kann.

So ist also zu fragen: Mit welcher inneren Haltung, mit welchem Ethos sollte dieser Kasus sachgemäß und sinnvollerweise initiiert und durchgeführt werden? Denn mindestens die Frage muss ja erlaubt sein, ob nicht gerade im Kontext dieses Kasus die Gefahr besteht, von

---

<sup>3</sup> Vgl. C. Albrecht, Kasualtheorie. Geschichte, Bedeutung und Gestaltung kirchlicher Amtshandlungen. Tübingen 2006, 216ff.

<sup>4</sup> Vgl. C. Stebler, Die drei Dimensionen der Bestattungspredigt. Theologie, Biographie und Trauergemeinde. Zürich 2006.

der Rolle des über sich selbst aufgeklärten theologischen Deuters auf die Funktion des reinen Ritual- und Zeremonienmeister reduziert zu werden<sup>5</sup>.

Dabei will ich nicht Gefahr laufen, den Trauerfall nun erneut zur missionarischen Gelegenheit zu stilisieren, die den Kasus in unheiliger und eifertiger Weise zu ganz anderen Zwecken nutzt. Im Blick auf die Kasualie stellt sich die Frage nach der missionarischen Gelegenheit erst in zweitem Sinn. Die notwendige Fraglichkeit beginnt vielmehr am Ort der Pfarrperson selbst. Es geht zu allererst um die pastoraltheologische Grundfrage nach dem tieferen Sinn und Kern dieses professionellen Handelns in einer Situation, in der die Legitimität dieser Profession – für alle Beteiligten! – eben alles andere als klar ist.

## **II. Beobachtungen und Vermutungen zur ambivalenten Interaktion zwischen Pfarrperson und der Gemeinde der Trauernden**

Es handelt sich gerade bei dieser Kasualie um ein extrem ungesichertes Terrain und einen besonderen Fall voller dramatischer Momente und Elemente. Das Diktum Albrechts, wonach „die Bestattung, im Blick auf die sie bestimmende Gefühlslage, die am wenigsten ambivalenzgeprägte der Kasualien“<sup>6</sup> sei, muss doch als deutlich unterbestimmt angesehen werden. Im Trauerfall macht sich in einem ganz weitreichenden Sinn Verzweiflung und Desorientierung breit – und in der distanteren Gemeinde wird natürlich beobachtet und miterlebt, wie die Pfarrperson diese Situation ihrerseits aufnimmt und zu deuten vermag.

### II.1 Wahrnehmungen der Gemeinde

Zuallererst ist aber selbstherrlich die Frage zu stellen, ob denn die Deutungsmacht der Pfarrperson überhaupt noch auf Anklang stößt bzw. Resonanz erzeugt und damit im Sinn einer wortmächtig-hilfreichen Begleitung funktioniert: auf die Spitze getrieben ist die Funeralignoranz im schwarz-humorigen Kinofilm „Sterben für Anfänger“: Alle pastorale Begleitung stellt angesichts der familiären Gesamtkonstellation kaum mehr als einen hoffnungslosen Versuch dar, auch nur einen geringsten Teil an Aufmerksamkeit zu erzeugen. Der Pfarrer ist kaum mehr als der verzweifelte und erfolglose Organisator der familiären Gesamtimplosion. Ihm kommt von Beginn an bis zum Ende – sowohl in der Familie wie unter

---

<sup>5</sup> Vgl. C. Grethlein, *Pfarrer – ein theologischer Beruf!* Frankfurt/M. 2009; N. Schneider/V.A. Lehnert, *Berufen – wozu? Zur gegenwärtigen Diskussion um das Pfarrbild in der Evangelischen Kirche*. Neukirchen-Vluyn 2009.

<sup>6</sup> C. Albrecht, *Kasualtheorie*, a.a.O., 213.

den sonstigen Gästen – kaum mehr als eine Statistenrolle zu, und dies im wahrsten Sinn des Wortes selbst in unmittelbarer Nähe zum Sarg.

Von dort aus ist kritisch zu fragen, ob in der Trauergemeinde das explizit Theologische in seiner Bedeutung überhaupt noch verstanden werden kann. Während interessanterweise die pastoralen Kommentierungen zum Verstorbenen je nach Deutlichkeit noch Jahre später wortwörtlich erinnert werden können, scheint das Auf- und Erregungspotential nur im seltensten Fall in der genuin theologischen Rede zu liegen.

Natürlich gilt grundsätzlich, dass die Pluralität der Erwartungen und Erfahrungen der Gemeinde mindestens ebenso groß ist wie die Vielfalt der Anforderungen durch den Kasus selbst. Gleichwohl scheint die inhaltliche Dimension des Rituals in ihrem Wortbezug mehr und mehr undurchsichtig zu werden. Die für den Trost wesentliche Dimension der Wiedererkennbarkeit, sei es von Worten, von Metaphern, aber auch von Gesten und Liedern ist offenbar je länger, desto weniger gegeben. Der Traditionsabbruch hat die Gemeinde der Distanzierten erreicht, was sich nicht zuletzt in den traurigen und immer häufiger praktisch ausfallenden Trauergesängen hörbar niederschlägt.

Was dann als wesentlich erlebt wird, ist der Mitvollzug am sichtbaren und greifbaren Ritual – das eigene Kondolieren der Angehörigen wird zum privat pastoralen Höhepunkt aktiver Anteilnahme. Das Berührendste des gottesdienstlichen Aktes für die ganze Gemeinde ist es – so hat es der Verfasser in jüngster Zeit mehrfach miterlebt – wenn einzelne Angehörige, Kinder, Enkel, selbst das Wort, ihr Wort ergreifen.

Dem professionell pastoralen Anspruch, rituell versierter Fremdenführer zu sein, scheint die Gemeinde der Distanzierten hingegen sozusagen durch eigene Fremdheitsgefühle und innere Emigration zu begegnen. Eine jüngste Tübinger Untersuchung weist darauf hin, dass die am Rande Stehenden zwar durchaus auch einmal vom kirchlichen Akt positiv überrascht werden können, sich allerdings viel häufiger in ihren Klischees und Vorurteilen bestätigt sehen<sup>7</sup>. Aus der zur letzten Begleitung eingeladenen Reisetruppe sind womöglich schon längst abständige Beobachter geworden, die sich mehr oder weniger bewusst in Distanz halten.

Die Ambivalenz des Ganzen wird nun aber auch dort noch weiter verstärkt, wo auf der anderen Seite die Selbst-Wahrnehmungen und Ansprüche der Pfarrperson stehen:

---

<sup>7</sup> Als erster Verweis vgl. <http://www.ev-theologie.uni-tuebingen.de/lehrstuehle-und-institute/praktische-theologie/praktische-theologie-iii/forschung/kasualkompetenz.html> [Stand: 11.11.2013].

## II.2 Selbst-Wahrnehmungen der Pfarrperson

„Bestattungen machen Spaß“ – das traut sich öffentlich kaum ein Pfarrer zu sagen – und doch ist das so im eigenen Kollegenkreis immer wieder zu hören. Der auf Pfarrkonventen gern genommene Satz: „Ich muss zu einer Beerdigung weg“ – wird nicht selten mit dem doppelten Signal des Bedauerns, aber auch des Gebrauchtwerdens, der Belastung und dies zugleich im offenkundigen Gestus lustvoller Dienstbarkeit kommuniziert.

Fast klammheimlich laufen Pfarrpersonen im abgrundtiefen Bestattungs-Fall zur Höchstform auf. Natürlich sind Bestattungen in mehrfachem Sinn eine Belastung. Die Nachricht kommt immer quer zu allen anderen Terminen und Bestattungen greifen massiv in das eigene Leben ein. Aber offenbar sind sie ebenso wie Störfaktoren auch Lebenselixier für den eigenen Berufsalltag. Routine und Panik, Gelassenheit und Herzblut können sich zu einer dynamischen, aber unter Umständen auch zu einer fatalen Mischung vereinigen.<sup>8</sup>

Und dabei findet manches in einer Mischung aus Lust und endgültiger Überforderung statt: Eine Kollegin, die in einer Woche vier Bestattungsgottesdienste zu absolvieren hatte, erlebte beim vierten Gottesdienst, wie beim Abtransport des Sarges das Auto des Bestattungsinstituts nicht stark, aber doch unüberhörbar einen Mauerstein touchierte. Ungebremst reagierte sie selbst mit einem ebenso unüberhörbar polternden Lachanfall. Einen anderen Kollegen überkommt nach Bestattungsgottesdiensten regelmäßig unbändige Lust, sich in einen maßlosen Kaufrausch zu stürzen. Auf Pfarrkonventen nimmt – so die geteilte Erfahrung – mit zunehmender Abendstimmung die Lust zur Verbreitung von auch durchaus morbiden Kasualanekdoten hörbar zu. Fallen die Pfarrfrauen und Pfarrer damit aus der Rolle, die ihnen von der Gemeinde zugemutet, aber auch zugetraut wird – oder handelt es sich hier einfach um klassische Übersprungshandlungen der deformation professionelle?

Weitere und nun tiefere Ambivalenzen finden sich nun aber auch in Hinsicht darauf, was die Anforderungen gelingender symbolischer und rhetorischer Kommunikation angeht: Die Pfarrperson hat für den begrenzten Zeitraum der Kasualie die Exklusivrechte der Deutung und zugleich fällt diese Deutung im Einzelfall unendlich schwer. Woher – so fragte ein Kollege – maße ich mir das Privileg des ultimativen Wortes über dem Verstorbenen an – wenn doch andere diesem viel näher standen und dies auch in den viel plastischeren Worten und Gesten zum Ausdruck bringen können? Und es ist tatsächlich eine durchaus schmerzhaft Erfahrung,

---

<sup>8</sup> Vgl. B. Weyel/C. Hoffmann/T. Weimer, Biographie und Eschatologie. Eine Umfrage zur Bestattungspredigt in Württemberg, in: Pastoraltheologische Informationen 33 (2013), 61-75.



wenn das Feedback der Umstehenden auf die Rede des örtlichen Rotary-Vorsitzenden weit besser und euphorischer ausfällt als die Rückmeldung zur Bestattungspredigt.

Zu wohl keiner anderen Situation steht die Pfarrperson in gleicher Weise im Zentrum der Aufmerksamkeit und ist Exponent religiöser Kultur, ja interpretativer Herr über Tod und Leben und zugleich Dirigent des existentiellen Welttheaters auf engstem Raum wie gerade in diesem Moment: Besonderes wird von ihm und ihr erwartet. Und zu keiner anderen Situation stellt er und sie in vergleichbarer Weise einen Einzelkämpfer dar, dessen eigene Worte im gleichen Augenblick in der Trauer selbst verhallen können und dessen Rolle im schlimmsten Fall für schlichtweg unglaubwürdig gehalten wird. Der Anspruch auf eine gelingend-hoffnungsvolle Kommunikation des Evangeliums verhakt sich mit der Tatsache hochgradiger Asymmetrie gegenüber der Trauergemeinde: denn der Predigende ist einerseits nicht so unmittelbar vom Tod betroffen wie die Angehörigen, zum anderen aber gegenüber allen Anwesenden in der privilegierten Situation des Todes- und Lebensdeuters.

So ist im wahrsten Sinn des Wortes zu fragen: Welche Rolle spielt es, jetzt selbst nicht Trauernder zu sein und sich gegenüber der ganzen Gemeinde in der privilegierenden Rolle des Wortmächtigen zu befinden? Was lässt sich hier überhaupt an Worten und an Signalen kommunizieren? Wie sieht folglich die theologische, kommunikative und qualitätssichernde Kompetenz des Kasualakteurs gerade im Blick auf den weiten Kreis der Trauergemeinde aus?

In dieser Situation ist höchste Professionalität gefragt und zugleich kommt diese doch an ihre menschengemäße Grenze. Trostlosigkeit und die Hoffnungserwartung auf Trost liegen hier so nahe beieinander wie sonst kaum noch irgendwo. Und dies umfasst nun dann doch zugleich die eigene Person: Nicht zuletzt die Vagheit und Unsicherheit des eigenen Auferstehungsglaubens kann im Einzelfall zur bohrenden Erfahrung dieser Wahrnehmungsambivalenz werden. Wie in wohl keiner anderen Kasualie zeigt sich in ähnlicher Weise die Grenzwertigkeit dessen, was qua Auftrag gesagt werden soll und dessen, was qua eigener Vorläufigkeit gesagt werden kann. Man hat es hier also durchaus auch mit einer Ambivalenz des sterblichen Kasual-Akteurs zu tun, dessen eigene Worte, aber auch dessen Leben früher oder später selbst verhallt.

Bestattungen sind somit auch unter berufsethischen Gesichtspunkten im wahrsten Sinn des Wortes Grenzfälle und Orte des Übergangs: Die Bestattung ist demnach für Pfarrpersonen

„persönliche und berufsgeschichtliche Schwelle, mit allen Symptomen von Schwellenangst, Gefühlen eigener Unzulänglichkeit (auch im religiösen Sinne!) und Widerstand.“<sup>9</sup>

Und der Kasualakteur ist in besonderer Weise ein Wandler auf dünnem Eis bzw. auf ausgesprochen schmalem Grat – aber nicht nur dem Grat zwischen Gelingen und Misslingen, falschem und richtigem Ton, sondern zugleich zwischen dem Sinnlosen und Sinnhaften seines Wirkens, sowie zwischen berufsbiographischen und auch dem eigenen biographischen Tod und Leben. Welch hoher Anspruch ist es somit, wenn es heisst: Die eigene „pastorale Identität speist sich nicht zuletzt daraus, dass sie im Namen Gottes, der ins Leben ruft, in Ritus und Wort die Konfrontation mit dem Tod bestehen.“<sup>10</sup>

Von diesem Anspruch aus und der gleichzeitigen impliziten Infrage-Stellung der Trauergemeinde lassen sich nun unterschiedliche, durchaus komplementäre Strategien für den Bestattungsfall ableiten:

### **III. Pastorale Strategien des Umgangs mit der offenen Bedeutungs-Frage**

#### III.1 Das Ethos des Zeremonienmeisters

Die Strategie, sich auf die Rolle des rituellen Zeremonienmeisters zurückzuziehen, mag auf den ersten Blick für die protestantische Pfarrperson angesichts seines wortorientierten Verkündigungsauftrags gar nicht erst bestehen bzw. eine sinnvolle Option darstellen. Und gleichwohl ist eine solche Zuschreibung nicht von der Hand zu weisen: Es wäre einmal zu überprüfen, was eigentlich von der weiteren Gemeinde als qualitätsvolle Form der Bestattung angesehen wird. Wie weit ist die protestantische Zielsetzung tatsächlich vom wienerischen Lob der „schönen Leich“ entfernt? Ganz zu recht warnt T. Klie nicht nur vor einem Verständnis der Trauerfeier als nur noch „rituell gerahmte Kanzelrede“, sondern erinnert zugleich an Luthers Warnung, durch Riten oder Gebete gar auf das Geschick der Toten Einfluss nehmen zu wollen.<sup>11</sup>

Wie sehr stützt sich manche Pfarrperson selbst auf diesen Modus ritueller Kommunikation, weil die individuell ansprechenden Worte fehlen? Das Problem entsteht insbesondere dort, wo

---

<sup>9</sup> K. Fechtner, Kirche von Fall zu Fall. Kasualpraxis in der Gegenwart – eine Orientierung. Gütersloh 2003, 64.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Vgl. T. Klie, An Beerdigungen Religion lernen. Bestattungsagenden und ihre didaktische Relevanz, in: IAPT 8 (2004), 217.220.

ein standardisierter liturgischer Ablauf, der noch bis in die Wortverkündigung hinein mit den immer gleichen Versatzstücken arbeitet, den Einzelfall aus dem Blick verliert. Zwar ist gegen ein Pathos der permanenten Originalität zu sagen, dass routinierte Rede auch ihre guten Gründe hat, zugleich muss sie sich als für den Einzelfall bedeutsam erweisen. Die offenkundig nicht unübliche Praxis des „Copy and Paste“ bei Traueransprachen mag ihre guten Gründe haben – sie ist allerdings nur gerechtfertigt, wenn das Besondere des jeweiligen Ereignisses damit tatsächlich gewürdigt wird und letztlich geschützt bleibt:

Jedenfalls droht tatsächlich die Gefahr einer Katholisierung dieses Anlasses dann, wenn die Auslegung des Einzelfalls zugunsten liturgischer Routine unter die Räder der schieren Performanz gerät. Dann träte das Schauen endgültig an die Stelle des Hörens und würde zu schierer Bedeutungslosigkeit führen. Die Pfarrperson könnte dann am Ende tatsächlich in die Rolle des Priesters geraten, dem letztlich der individuelle Fall längst aus dem Blick geraten ist. Dann aber droht unausweichlich die Gefahr, zum Distanzierten zu werden und die Verkündigung selbst zu bloßer Formelhaftigkeit gerinnen zu lassen. Die notwendige Routine bedarf protestantisch gesprochen der theologischen Dauerreflexion<sup>12</sup>. Worin besteht dann aber die spezifisch protestantische Qualität dieses Kasus?

### III.2 Das Berufsethos des öffentlichen theologischen Deuters

An dieser Stelle seien einige grundsätzliche Überlegungen zur Frage des christlichen Berufsethos aufgenommen: Martin Honecker hat jüngst darauf verwiesen, dass ein Berufsethos nicht nur einen Lebensstil oder eine Lebensweise meint, sondern zu einem Ethos auch Verhaltenserwartungen und ein Leitbild gehören. Dieses Berufsethos hat, so Honecker, weniger mit Handlungen, Handlungskriterien und Normen zu tun als vielmehr mit einer Lebenshaltung und einem Charakter. Christliches Handeln und die Lebensführung von Christen stellen somit zunächst einmal eine Lebensform dar, die sich in einem bestimmten Ethos manifestiert.<sup>13</sup> Von dort aus greift er auf Johannes Fischer zurück, der das Besondere christlicher Ethik darin sieht, dass diese ein Ethos des Geistes bezeugt<sup>14</sup>. Christen sollen aus diesem Geist handeln und in diesem leben, diesen pflegen und vermitteln.

Statt von „Geist“, so Honecker, kann man freilich auch von Ethos und Kultur sprechen: „Denn ein derartiger Geist manifestiert und objektiviert sich in Formen. Auch wenn der Geist

---

<sup>12</sup> Vgl. C. Stebler, Die drei Dimensionen der Bestattungspredigt, a.a.O., 297.

<sup>13</sup> M. Honecker, Ethos und Lebensform. Der Beitrag theologischer Ethik im Zeichen der Krise, in: DtPfBl 112 (2012), 196.

<sup>14</sup> J. Fischer, Theologische Ethik. Grundwissen und Orientierung, Stuttgart 2002, v.a. 124ff.

von Christen als Gottes Gabe erfahren und erbeten wird, so äußert er sich doch im Leben und im Geist von Menschen. Ort des Wirkens des Geistes ist die christliche Gemeinde. Darum kann christliche Ethik nicht nur abstrakt normierend und begrifflich argumentieren, sondern sie kann darüber hinaus erzählend, narrativ anschaulich machen, was aus der Sicht des Glaubens das Gute ist.“<sup>15</sup>

In pastoraltheologischer Hinsicht bedeutet dies, dass Pfarrerpriester in ihrem professionellen Handeln in spezifischer Weise diese geistvolle Kultur pflegen können und sollen. Ihr spezifisches Berufsethos besteht dann, auf den Bestattungsfall übertragen, in einer geistvollen kommunikativen Interaktion. Ihr Ethos bringt stellvertretend den Geist der ganzen christlichen Versammlung zur Anschauung.

Das Berufsethos ist somit gegenüber der ganzen Gemeinde das des vom Glauben her argumentierenden Seelsorgers. In diesem Zusammenhang ist dann der Rekurs auf die Biographie des Verstorbenen damit eben immer auch Ausdruck für die Deutung der existentiellen Lebenssituation der ganzen Gemeinde. Die „Erinnerungen“ sind somit nicht nur illustrierendes Nebenbei, sondern sind ihrerseits auch für eine theologische Deutung in ihrer prinzipiellen Anschlussfähigkeit ernst zu nehmen, selbst dann wenn sich manches als eigentümlich und sonderbar, oder schlichtweg auch als langweilig konventionell darstellt. Dass jede Biographie der göttlichen Annahme und Aufmerksamkeit<sup>16</sup> schlichtweg wert ist, stellt damit ein wesentliches homiletisch durchzubuchstabierendes Signal an die ganze versammelte Gemeinde dar<sup>17</sup>. Damit wird die kirchliche Bestattung gerade in ihrer urreformatorisch-theologischen und ihrer seelsorgerlichen Funktion gegenüber dem Verstorbenen sowie der ganzen, nahen und fernen, Trauergemeinde erkennbar. Wenn gilt, dass Predigt *praedicatio verbum divini* ist und keine Leichenrede, dann bedeutet dies eben, „die Lebensgeschichte des Verstorbenen in ihren Verknüpfungen mit dem Leben der Hinterbliebenen in das Licht des Evangeliums zu stellen“<sup>18</sup>.

In dieser Hinsicht erfolgen schon Luthers Hinweise und Anweisungen: „Demnach haben wir unserer Kirche die päpstlichen Gräuel wie Vigilien, Seelenmessen, Begängnis, Fegefeuer und alles andere Gaukelwerk, welches für die Toten getrieben wurde, abgetan und reinweg ausgefegt und wollen unsere Kirchen nicht Klagehäuser oder Leidensstätten, sondern ... sie

---

<sup>15</sup> M. Honecker, *Ethos und Lebensform*, a.a.O., 196.

<sup>16</sup> Vgl. T. Schlag, *Aufmerksam Predigen. Eine homiletische Grundperspektive*. Zürich 2014.

<sup>17</sup> Vgl. W. Gräß, *Rechtfertigung von Lebensgeschichten. Erwägungen zu einer theologischen Theorie der kirchlichen Amtshandlungen*, in: PTh 76 (1987), 21-38;

<sup>18</sup> I. Reuter, *Totenrede oder Predigt?*, a.a.O., 174.

... für Schlafhäuser und Ruhestätten halten. Wir singen auch keine Trauerlieder noch Leidensgesänge bei unseren Toten und Gräbern, sondern tröstliche Lieder von Vergebung der Sünden, von Ruhe, Schlaf, Leben und Auferstehung der verstorbenen Christen, damit unser Glaube gestärkt und die Menschen zu rechter Andacht gereizt werden. Denn es ist auch billig und recht, daß man die Begräbnisse ehrlich halte und vollbringe, zu Lob und Ehre dem fröhlichen Artikel unseres Glaubens, nämlich dem von der Auferstehung der Toten, und zu Trotz dem schrecklichen Feinde, dem Tode, der uns so schändlich dahinfrißt ohne Unterlaß auf allerlei scheußliche Gestalt und Weise.“<sup>19</sup>

Wenn historisch gesprochen an die Stelle eines Ritus für das Seelenheil des Toten die Verkündigung der Auferstehungshoffnung im Angesicht des Todes getreten ist, so bringt dies bis in die Gegenwart hinein die Notwendigkeit größtmöglicher pastoraler Authentizität und professioneller Ehrlichkeit mit sich – ganz im Sinn der Aufforderung Bugenhagens aus der Pommerschen Kirchenordnung von 1535 an die ganze Gemeinde: „Die Begräbnisse sollen ehrlich mit der Nachbarschaft und Freundschaft gehalten werden, damit wir die Liebe bezeugen können, die um die Unseren trauert. Wir bekennen damit unseren Glauben, dass sie in Christus schlafen und auferstehen werden und dass wir sie nicht verloren haben, nur voraus gesandt. Wir beten, dass Gott uns selbst eine gute Stunde gebe, wenn wir von hier scheiden sollen.“<sup>20</sup>

Der Terminus „ehrlich“ verweist hier über den Aspekt theologischer Seriosität hinaus zugleich auf den Kern des theologisch-professionellen Auftrags, vor und in der Gemeinde, Gott die Ehre zu geben. „Professor“ heisst – so M. Frettlöh in Aufnahme Derridas – ein Unterpfand hinterlegen, indem man für etwas einsteht und sich dafür verbürgt. Faire profession de – sich zu etwas bekennen oder etwas zum Beruf machen – das heisst, mit erhobener Stimme erklären, wer man ist, indem man den anderen bittet, dieser Erklärung aufs Wort zu glauben. [ ...]. Professor heisst, sich verpflichten, indem man sich erklärt, indem man sich für etwas ausgibt – und hingibt, indem man verspricht, dieses oder jenes zu sein.“<sup>21</sup>

Die berufsethische Aufgabe und Herausforderung besteht folglich reformatorischerweise in der vernünftigen Selbstverständigung der Pfarrperson über sich selbst, in der Suche nach den Erklärungs- und nicht den Verklärungspotentialen des eigenen Amtes und vor allem in einem

---

<sup>19</sup> Luther deutsch. Die Werke Martin Luthers in neuer Auswahl für die Gegenwart, hg. v. K. Aland, Bd. 6: Kirche und Gemeinde. Stuttgart <sup>3</sup>1983, 170f.

<sup>20</sup> Vgl. Die pommersche Kirchenordnung von Johannes Bugenhagen 1535, hg. v. N. Buske, Berlin 1985.

<sup>21</sup> M. Frettlöh, Gott Gewicht geben. Bausteine einer geschlechtergerechten Gotteslehre. Gütersloh 2006.

gemeinsamen Trost der ganzen Gemeinde und durch die ganze Gemeinde. Von dort aus ergeben sich schließlich konkrete Anforderungen an die kommunikative Interaktion des Handelnden – in Amt und als Person – sich selbst und der ganzen Gemeinde gegenüber.

### III.3 Zur theologischen Kommunikation des Kasual-Akteurs

Der Umgang mit den Ambivalenzen darf damit selbst nicht überspielt werden, sondern ist in kommunikative und transparente Akte der Selbstverständigung und Verständigung zu überführen: Und zwar nicht nur in der Predigt selbst, sondern im gesamten Akt des Gottesdienstes und damit in der öffentlichen gottesdienstlichen Begleitung vom Ort der Aussegnungshalle bis zum Grab. Insofern ist die komplementäre *mixed economy* ritueller und theologischer Kommunikation weder einseitig aufzulösen noch zu hintergehen.

Grundsätzlich bringt die Kommunikation des Evangeliums im Angesicht des Todes tatsächlich die denkbar extremsten Anforderungen mit sich: Notwendig ist nicht weniger als eine mit- und nachvollziehbare Deutung in einer Situation extremster Wortlosigkeit und oft auch blanker Sinnlosigkeit. Für die Verdeutlichung göttlicher Zusage inmitten der Situation von Klage und Trauer sind alle nur denkbar geeigneten Formen auch tatsächlich geeignet. Die flexible Gestalt von Kirche zeigt sich nicht zuletzt in der Wahrnehmung der Bedürfnisse derer am Grab und der dafür angemessenen theologischen Resonanz. Bei all dem geht also allerdings darum, ein Ethos der Ehrlichkeit und auch der pastoralen Redlichkeit inmitten der Ambivalenz des Deuten-Sollens, und doch nicht endgültig Deuten-Könnens zu pflegen.

Zugleich besteht die Herausforderung darin, den Kasus der Bestattung als eine Möglichkeit begreifbar zu machen, in der die Gemeinde der Anwesenden tatsächlich etwas von der frohen Botschaft des Evangeliums hören und miterleben kann. Der professionelle Dienstleister wird jedenfalls in seiner Rolle und Aufgabe selbst unterbestimmt bleiben, wenn er nicht wenigstens auf die Mächtigkeit seiner Resonanz – in den unterschiedlichen Modi der Verkündigungsbotschaft – die sich *nota bene* von seiner eigenen Verkündigungspraxis – unterscheidet – vertraut.

Es geht um einen nach außen hin transparenten Umgang mit der Unverfügbarkeit, in der dann gerade das eigene Profil des Theologen zum Vorschein kommen kann und damit letztlich darum, die Auferstehungs-Hoffnung selbst im Modus eines kommunikativen Ethos zur Sprache zu bringen – und dies eben in aller Ehrlichkeit, die gleichwohl der Ehre Gottes Raum

gibt. Nicht wir versprechen uns selbst als Theologinnen und Theologen am Grab, sondern professionell ist es, Gott selbst in seinem Versprechen hörend die Ehre zu geben.

D.h. professionelle Camouflage ist ebenso zu vermeiden wie chiffrierte Geheimsprache – so als ob tatsächlich alles ganz eindeutig gesagt oder symbolisiert werden könnte, aber eben nur dem Eingeweihten verständlich sei. Die Plausibilität einer evangelischen Bestattung beginnt also mit der transparenten, je dem Einzelfall angemessenen Wort-Verkündigung – sie ergeht sich nicht wortlosen Vollzug, sondern muss verständlich zu machen suchen, worin der tiefere Sinn der Auferstehungsbotschaft für das Leben begründet sein kann.

Es geht damit um eine probeweise glaubwürdige kommunikative Inszenierung, die die Gemeinde bewusst mit hineinnimmt – man denke etwa nur an das Memento mori, aber auch an die in der Würdigung des Verstorbenen zum Ausdruck kommende Rechtfertigungsbotschaft, schließlich in der selbstbewussten Verdeutlichung, weshalb für diesen Trauerfall tatsächlich ein Trost durch die professionelle Pfarrperson die angemessene Form der Trauer ist. Auch die Sehnsucht nach der gerade jetzt ausstehenden viel größeren Gerechtigkeit – oder wenigstens der Hoffnung nach ihr – kann und muss hier ihren notwendigen Ort erhalten.

Die Anrede sollte sich dabei aber nicht in den klassischen dogmatischen Topoi ergehen, sondern direkt an die Gemeinde der Befreiten, der zur Verantwortung füreinander Berufenen und der zur Hoffnung Ermutigten gerichtet sein. Dazu gehört eben auch die Zusage und Zumutung der Pfarrperson am Ende des Gottesdienstes, nun alles im Raum zu lassen, was an Schuld gegenüber dem Verstorbenen noch da ist oder was noch als Schuld ihm gegenüber geltend gemacht werden könnte. In diesem Sinn – eben *sub conditione Jacobae* – sensibilisiert die Trauerrede „in Person“ für die Fülle verantwortlichen Lebens im Hier und Jetzt.

Dies setzt auf Seiten des Kasualakteurs ein theologisch orientiertes Berufsethos voraus, das zwar die Rezeption der Hörenden in aller Offenheit voraussetzt, gleichwohl das eigene Deutungsangebot selbst in größtmöglicher und verantworteter Deutlichkeit zum Vorschein bringt. Das pastorale Selbst-Bewusstsein kann sich somit weniger an die eigene Rolle und die von außen her vielleicht noch zugeschriebene Bedeutsamkeit knüpfen als vielmehr an den eigenen Verkündigungsauftrag und die nun gegebene Möglichkeit, Rechenschaft über die eigene Hoffnung zu geben.

Schließlich und nicht zuletzt stellt der Segen „das entscheidende und qualitative Mehr [dar], das die kirchlichen Trauerfeiern von weltlichen Bestattungen unterscheidet“<sup>22</sup>. Indem dabei die ganze Gemeinde in den Segen mit einbezogen wird, zugleich aber von den Schuldgefühlen gegenüber dem Verstorbenen entlastet wird, manifestiert sich das theologische Berufsethos in seiner zugleich rechtfertigungstheologischen wie seelsorgerlichen Dimension. Deutlich werden kann so in dieser Kasualie auch der tiefere Sinn einer öffentlichen Kirche, die sich als ganze Gemeinde für die Lebenden, nicht für die Toten interessiert. In diesem Sinn zeichnet sich öffentliche Kirche als Kirche für alle im Bestattungs-Fall durch das Bild einer Kirche mit allen aus – und dies durch eine konviventische Trauerkultur, in der die begründete Sorge und Hoffnung um die Gegenwart und Zukunft des Einzelnen und der ganzen Gemeinde ihren ganz eigenen ehrlichen und ehrenvollen Artikulationsraum findet.

Eine durchaus missionarische Dimension solchen kirchlichen Amtshandelns bestünde dann darin, zur Aufrechterhaltung dieser protestantischen Trauer-Kultur dadurch beizutragen, dass sie professionell und empathisch gepflegt wird. Die berufsethische Kunst besteht im solidarischen und liebevollen gemeinsamen Umgang mit dem Faktum des Todes vor dem Zielhorizont, wie individuell und gemeinsam gut weitergelebt werden kann. Von einer solchen überzeugenden Weite aus kann gegebenenfalls auch ein weiter Blick auf die aktuellen Fragen, etwa nach dem angemessenen Ort der Trauerfeier, aber auch nach den Inszenierungsfragen wie etwa dem Einsatz aktueller Songs oder zivilreligiöser Rituale am Grab geworfen werden.

Bestattungen sind auf absurde Weise wesentlich: Sie bringen einerseits zu Grabe und rufen doch zugleich ins Leben. Die Schwachheit angesichts des Todes kann somit ebenso zur Sprache gebracht werden wie die Stärke der eigenen Hoffnung – diese orientierende, entlastende und vergewissernde Rede wird aber tatsächlich nur dann plausibel sein können, wenn sie für die eigene theologische Existenz des professionellen Akteurs ebenso einleuchtend der Fall ist. Für den theologischen Lebensdeuter besteht die eigene existentielle Herausforderung darin, selbst immer wieder neu mit der Deutung und dem eigenen Leben anzufangen.

---

<sup>22</sup> K. Wiefel-Jenner, An den Rändern des Todes. Beobachtungen und Überlegungen zur liturgischen Gestaltung von Trauerfeiern, in: PTh 86 (1997), 425.



Erst und wohl nur unter diesen Voraussetzungen kann von der nahen und fernen Gemeinde noch als Repräsentantin einer spezifischen religiösen Trauerkultur, die den Anwesenden tatsächlich immer noch etwas zu sagen hat, angesehen werden. Das wäre die im eigentlichen Sinn durch pastorale Selbstreflexion zu pflegende Trauer-Professions-Kultur, die offen und ehrlich eigene Grenzen und ambivalente Gefühle benennt und sich der Daueraufgabe theologischer Selbstvergewisserung nicht verschliesst, sondern diese immer wieder neu in Angriff nimmt und sich dieser nach allen Regeln pastoraler Lebens-Kunst stellt.